
Das europäische Wunder

Rezension von: Eric Lionel Jones,
The Record of Global Economic Deve-
lopment, Edward Elgar, Cheltenham
2002, 226 Seiten, £ 59,95.

Jones zählte zu den ersten Autoren, die den „europäischen Sonderweg“ zu beschreiben versuchten. Natürlich hatten sich sehr viele Wirtschaftshistoriker schon zuvor mit der Industriellen Revolution beschäftigt, doch er war es, der in seinem 1981 erschienenen Buch „The European Miracle“ einen zentralen neuen Aspekt dieser Frage in umfassender Weise herausgearbeitet hatte: Die Industrielle Revolution sei durch einen unikalen, lang andauernden historischen Prozess in Europa und nur in Europa zu Stande gekommen. Damit hat Jones eigentlich Ansätze weitergeführt, wie sie zuletzt von den Klassikern der Sozialwissenschaften Karl Marx, Max Weber und Werner Sombart entwickelt worden waren.

Seit der Zeit, da das „European Miracle“ erschienen war, hatte sich die Diskussion dieser Problematik sowohl in der Wirtschafts- wie auch in der Sozialgeschichte ungeheuer ausgeweitet, neue theoretische Instrumente wie die Neue Institutionenökonomie (NEI) waren entwickelt worden, welche sich zur Analyse solcher Prozesse als äußerst nützlich erwiesen (siehe etwa North (1981), (1990), aber auch vollkommen konträre Positionen wurden vertreten, welche im europäischen Sonderweg einen rei-

nen Zufall sahen.¹ Es ergab sich daher fast zwangsläufig, dass Jones zu diesen Entwicklungen, darüber hinaus aber auch zu aktuellen Problemen der Wirtschaftsentwicklung durch Vorträge und Aufsätze Stellung bezog. Diese Arbeiten wie auch Originalbeiträge wurden im vorliegenden Band vereinigt.

Ihre Thematik reicht von den Problemen der langfristigen Wirtschaftsentwicklung, über Protektionismus und den ostasiatischen Aufholprozess bis hin zu den Fragen der Globalisierung. Der Kern der Arbeiten liegt naturgemäß in dem Prozess des industriellen Wachstums. Hier betont der Autor zunächst, dass die vorindustriellen Wirtschaften keineswegs statischen Charakter aufgewiesen hätten. Auch sie seien gewachsen und hätten technischen Fortschritt entwickelt, jedoch in beschränktem Ausmaß und erratisch. Jones spricht in diesem Zusammenhang von extensivem Wachstum. Intensives existiere erst seit der Industriellen Revolution und bestehe in der Zunahme des BIP pro Kopf. Freilich seien die Voraussetzungen für diesen Prozess schon Jahrhunderte vorher in Europa herausgebildet worden.

Ein wichtiges Element für die dynamische Entwicklung dieses Kontinents sieht Jones durch die Vielfalt von Staaten und Mächten gegeben, die miteinander konkurrierten. Das trieb einerseits innovative Prozesse voran, verhinderte andererseits deren Beschränkung, weil den Bewohnern dieser Länder stets die Möglichkeit offen gestanden sei, in ein anderes auszuweichen. Eine Flucht aus China musste hingegen wieder in China enden.

Die Voraussetzungen industriellen Wachstums

Keine Ursachen für die industrielle Entwicklung findet er in der jeweiligen Kultur – freilich ohne eine nähere Definition für diese zu geben. Wie sich jedoch aus den folgenden Gedanken ergibt, versteht er darunter nicht die „governance structure“ der NEI, also die Gesamtheit der Verhaltensregeln, sondern eher die religiös determinierten. Konsequenterweise lehnt er auch den Ansatz Max Webers über die Bedeutung der protestantischen Ethik für die kapitalistische Entwicklung ab und sieht hier die umgekehrte Kausalität wirksam: Das ökonomisch erfolgreiche Bürgertum bevorzugte den Calvinismus.

Zentrale Bedeutung misst er der Technik zu, betont jedoch, es gehe hier weniger um die Erfindungen an sich, sondern um die Innovationen – oder noch präziser, um die Schaffung einer Gesellschaft, welche den technischen Fortschritt ermögliche: „We should concentrate on the institutions and social and political organizations that lay at the root of inventive responses.“ (S. 26)

Als ebenso wichtig erachtet er die Entstehung von wettbewerbsbestimmten Märkten, insbesondere solchen für Produktionsfaktoren sowie Nahrungsmittel, welche schon im großen Stil Arbeitsteilung erlaubten. Auch hier betont er wieder die Bedeutung der notwendigen Voraussetzungen dafür: „Once again we will have to turn to deeper political and institutional features for an ultimate explanation.“ (S. 27)

Letztlich scheint ihm die Existenz funktionierender Staaten unerlässlich, solcher, deren Herrscher erkannt hätten, das Wirtschaftswachstum die

Steuererträge bestimme. Darüber hinaus impliziert der Begriff des Funktionierens das Vorhandensein von Rechtssicherheit. Das bedeutete nicht nur die Gewissheit, dass Unternehmer keinen willkürlichen Eingriffen der Obrigkeit ausgesetzt seien, sondern dass sie in Rechtsstreitigkeiten unparteiische Gerichte anrufen konnten.

Und wenn auch Europa politisch geteilt blieb, geistig präsentierte es sich als Einheit mit Latein als gemeinsamer Sprache der Wissenschaft.

Die Erkenntnis dieser langfristigen Dynamik, wie er sie ausführlich in „European Miracle“ dargelegt hat, lässt ihn andere Ansätze zurückweisen, etwa jene, welche die europäische Entwicklung als Zufallsprodukt sehen. So hätte China zumindest in gleicher Weise die Voraussetzungen für eine Industrialisierung besessen wie Europa. Nur der Zugriff auf die amerikanischen Ressourcen hätte den europäischen take-off ermöglicht, meint Pommeranz (2000). Dieser Autor fügt allerdings noch weitere Argumente an, nämlich dass in England die Kohlengruben nahe den industriellen Zentren gelegen seien, dagegen in China weitab von diesen, und die europäischen Staaten hätten den Überseehandel mit aller Macht forciert.

Ebenso irrelevant scheinen Jones die „Quantifizierer“, welche nur die Wachstumsexplosion ab dem Beginn des 19. Jahrhunderts sehen und alles Vorangegangene ignorieren.

In seinen früheren Schriften verneinte Jones die Anwendbarkeit seiner historischen Befunde auf Probleme der Gegenwart. Zu sehr hätten sich die sozialen Strukturen gewandelt. Heute meint der Autor, es sei eine naive Annahme seinerseits

gewesen, aus seinem Buch würden keine Folgerungen für aktuelle Fragen gezogen, denn solches geschah im Positiven wie im Negativen. Seine Studie wurde nämlich auch als Ausdruck des Eurozentrismus gesehen.

Aber nunmehr gelangt Jones selbst zu dem Ergebnis, es ließen sich aus den europäischen Erfahrungen vor allem zwei sehr allgemeine Handlungsanleitungen für Entwicklungsländer ableiten: Für jeden ökonomischen Expansionsprozess sei eine funktionierender Rechtsstaat unabdingbar, ebenso wie ein freier Markt für Informationen. Nur im ungehinderten Wettstreit der Ideen sei Fortschritt vorstellbar.

Dieser zentrale Teil des Buches wird mit Gedanken über die langfristige Entwicklung der Landwirtschaft abgeschlossen. Jones weist darauf hin, dass die agrarische Produktion gleichfalls in der vorindustriellen Phase gewachsen sei. Und zwar nicht nur durch Ausweitung der Anbauflächen, sondern auch durch Verbesserung der Produktionsmethoden, wie etwa durch Bewässerung oder Düngung. Ganz wesentlich jedoch habe sich die weltweite Verbreitung neuer Agrarprodukte ausgewirkt. Diese sei in Schüben erfolgt, wie etwa durch die „Islamische Revolution“, durch die Einführung neuer Reispflanzen in China, vor allem aber durch den „Columbianischen Austausch“: Amerikanische Nutzpflanzen verbreiteten sich weltweit, wie europäisches Getreide und Vieh in Amerika rasche Aufnahme fanden. Galt diese Entwicklung für alle Regionen, wuchs der Produktivitätsvorsprung Europas und seiner Siedlungsgebiete im Laufe des 19. Jahrhunderts durch systematisches Vorantreiben des technischen Fort-

schritts in der Landwirtschaft. Dieser Prozess mündete allerdings in die staatlich verursachte Überproduktion mit all ihren notorischen Folgen.

Das asiatische Wachstum

Schließlich stellt der Verfasser des „europäischen Wunders“ Gedanken darüber an, ob dieses tatsächlich ein europäisches Unikat gewesen sei. Er präzisiert seine Überlegungen durch die Auseinandersetzung mit Autoren, welche die Voraussetzungen für die industrielle Entwicklung aus kulturbedingten Verhaltensweisen der Europäer ableiten und meinen, dass der Konfuzianismus für Südostasien die Möglichkeit geschaffen habe, das europäische Beispiel zu übernehmen.

Demgegenüber vertritt Jones die Auffassung, dass Wirtschaftswachstum sich nicht aus kulturellen Gegebenheiten erklären lasse, die nur für Europa und den fernen Osten Geltung hätten, sondern aus politischen Anreizen oder Restriktionen, welche nicht an eine Kultur gebunden seien. Denn in allen Kulturen existierten Verhaltensweisen, die auf Einkommenssteigerung ausgerichtet sind. Weiters könnten die Voraussetzungen für das industrielle Wachstum schon deshalb nicht kulturell bedingt sein, weil sich Kulturen beständig änderten. Eher präsentierten sich diese als Resultat ökonomischer Aktivitäten. Schließlich hätten Christentum und Konfuzianismus Jahrhunderte mit ganz unterschiedlichen ökonomischen Ausprägungen existiert. Entscheidend sei der politische Wandel. Und letztlich sei Wirtschaftswachstum keineswegs etwas Außergewöhnliches, sondern sei im Laufe der Geschichte immer wieder vorgekommen.

Die mangelnde Eignung des Kulturbegriffes zur Erklärung der wirtschaftlichen Entwicklung ergibt sich für Jones aus vier Gründen. Erstens sei dieser zu schwammig. Zweitens werde oft angenommen, Werte und Institutionen seien dasselbe. Erstere ließen sich kaum durch politische Akte ändern, letztere ohne weiteres. Drittens schwankten Auffassungen darüber, wie stabil oder veränderbar Kulturen seien. Und schließlich setze man den Begriff auch für politische Ziele ein. So würden die „asiatischen Werte“, welche staatliche Interventionen in der Wirtschaft begünstigen sollen, den „versagenden“ westlichen liberalen gegenübergestellt.

Der institutionalistische Ansatz

Natürlich treffen die Grundzüge der Hypothesen eines der wichtigsten Autoren des Diskurses über das industrielle Wachstum zu. Dennoch geben die in diesem Sammelband formulierten Hypothesen Anlass zu einigen ergänzenden Überlegungen. Da scheint zunächst bemerkenswert, dass Jones zwar implizit – übrigens ebenso wie Landes (1998) – institutionentheoretisch argumentiert, jedoch nie explizit auf die NEI zurückgreift. Das erweist sich deshalb als Mangel, weil viele begriffliche Unschärfen, die Jones kritisiert, durch deren entwickelten theoretischen Apparat beseitigt wären.

Das beginnt schon mit jenem der Kultur. Diese würde gemäß dem Ansatz der NEI – und auch der Soziologie² – als die Gesamtheit der formellen und informellen Regeln betrachtet werden, welche das Verhalten der Mitglieder einer Gesellschaft bestimmen – die „governance structu-

re“. Diese – die Institutionen – sind zwar stabil, weitgehend durch Pfadabhängigkeit bestimmt, aber durchaus wandelbar. Sie verändern sich dann, wenn die Gesellschaft oder eine Gruppe durch Erfahrung belehrt wird, dass sie unzulänglich sind. Was also Jones als Diskussionsbeitrag einbringt, entspricht dem gegebenen Stand der theoretischen Forschung und ist geklärt.

Daher vertritt auch kaum jemand die Auffassung, dass eine bestimmte Kultur, sei es die christliche, sei es die konfuzianische, ein für alle Mal die Voraussetzungen für industrielles Wachstum geschaffen habe. Natürlich können diese von allen Kulturen entwickelt werden. Sehr wohl aber tragen Religionen zu bestimmten Zeiten in unterschiedlicher Weise zum Entstehen solcher Voraussetzungen bei.

Dieser Gedanke lässt sich insofern leichter verdeutlichen, wenn man die Voraussetzungen kapitalistischen Wachstums präzisiert und prüft, wie weit diese in bestimmten historischen Perioden in konkreten Gesellschaften gegeben waren oder entstanden sind. Jones tut das implizit wiederholt, zieht aber daraus nicht die Konsequenzen. Es sei daher versucht, diese Bedingungen aufzuzählen:

Da ist zunächst, zum Unterschied von den meisten anderen Hochkulturen, die hohe Bewertung der – physischen – Arbeit im Christentum. Diese wurde bereits vor dem Auftreten des Protestantismus durch die Scholastik unterstrichen.

Weiters die Entstehung eines individualistischen, verantwortungsbereiten, initiativen und selbstbewussten Menschentyps, der seinen Ausgang von der griechischen polis nahm, über das Römische Reich zur mittelalter-

lichen Stadt führte und letztlich in die liberale Demokratie mündete. Jenes Systems, das – wie Jones immer wieder betont – über die beste Möglichkeit zur Selbstkorrektur verfügt.

Ein entscheidendes Merkmal dieses Menschentyps liegt in der technisch-wissenschaftlichen Ausprägung seines Denkens. Diese Weltsicht zeichnete sich mit der „quantitativen Revolution“ des späten Mittelalters ab und führte über die „wissenschaftliche Revolution“ der frühen Neuzeit zum permanenten wissenschaftlichen Diskurs, der sich mit der Produktion zu ständiger Innovation verschränkte.

Eine zentrale Determinante der kapitalistischen Entwicklung liegt – worauf Jones gleichfalls immer wieder hinweist – im Zugang zu Gerichten und Behörden, unter Abwesenheit von Korruption in Rechtsprechung und Verwaltung.

Und letztlich muss Einkommensmaximierung nicht durch Gewalt oder Erwerb von Renten angestrebt werden, sondern durch Produktion und Leistung, und zwar nicht als traditionsbestimmte Kombination von Produktionsfaktoren, sondern durch das ständige Bestreben, die Kosten mit Einsatz des technischen Fortschritts zu senken.

Und diese Voraussetzungen müssen alle gleichzeitig gegeben sein, soll dynamisches Wachstum zu Stande kommen.³

Wenn also Jones meint, nicht die Kultur, sondern die politischen Bedingungen bestimmten das industrielle

Wachstum, ist das ein wenig zu kurz gegriffen.

Alle diese Überlegungen verdeutlichen jedoch den außerordentlich anregenden Charakter dieses Buches, dessen Lektüre nachdrücklich empfohlen werden kann.

Felix Butschek

Anmerkungen

- ¹ Pommeranz (2000).
- ² Knight (1997).
- ³ Butschek (2002) 164.

Literatur

- Butschek, F., Europa und die Industrielle Revolution (Wien-Köln-Weimar 2002).
- Jones, E.L., The European Miracle, Environments, Economies and Geopolitics in the History of Europe and Asia (Cambridge 1981).
- Knight, J., Social Institutions and Human Cognition: Thinking about old Questions in New Ways, in: Journal of Institutional and theoretical Economics 153 (1997).
- Landes, D.S., The Wealth and Poverty of Nations (New York, London 1998).
- North, D. C., Structure and Change in Economic History (New York 1981).
- North, D. C., Institutions, Institutional Change and Economic Performance (Cambridge 1990).
- Pommeranz, K., The Great Divergence. Europe, China and the Making of the Modern World Economy (Princeton 2000).